

Zeitschrift: Bulletin / Vereinigung der Schweizerischen Hochschuldozierenden =
Association Suisse des Enseignant-e-s d'Université

Herausgeber: Vereinigung der Schweizerischen Hochschuldozierenden

Band: 39 (2013)

Heft: 3-4

Artikel: Max Webers Rede über den Wissenschaftsberuf : ihre vergangene
Aktualität historisch erklärt

Autor: Lübbe, Hermann

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-893722>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 10.01.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Max Webers Rede über den Wissenschaftsberuf Ihre vergangene Aktualität historisch erklärt

Hermann Lübke*

«Politik als Beruf» verlange «starkes langsames Bohren von harten Brettern mit Leidenschaft und Augenmass» – das wird als zustimmungsfähige Quintessenz der Rede Max Webers über Politik als Beruf zumal von Politikern auch heute noch gern zitiert. Weniger leicht liesse sich Webers Komplementärrede über den Wissenschaftsberuf auf eine unverändert zustimmungsfähige Quintessenz bringen. Man liest diese Rede heute eher von gemischten Gefühlen bewegt. Tatsächlich gehört sie zu den eindrucksstärksten Texten neuerer europäischer Wissenschaftsphilosophie, und selbstverständlich wird man ihrem Appell auch heute nicht widersprechen, der «schlichte intellektuelle Rechtschaffenheit» in der Beachtung der «Regeln der Logik und der Methodik» verlangt und überdies strikten Verzicht auf beifallsträchtige «Kathedersprophetie». Das schliesst ein: Resistenz wider die Neigung zum «Selbstbetrug» in der Überschätzung des Werts vertretbarer eigener Meinung zur Sache für die Erweckung eines erhofften «höheren oder auch tieferen Sinns» menschlichen Lebens.

Gewiss, wird man finden, aber nach aktuellen Anlässen einer Neuvergegenwärtigung dieser Mahnungen müsste man doch im Kontext jetzt vorherrschender Wissenschaftskultur erst suchen. Moralische Selbstverständlichkeiten von fundamentaler Bedeutung werden in Normallagen rituell gegenwärtig gehalten, aber nicht aktuell. Eine vergangene Aktualität ist es, die uns in der expressiven Rhetorik Max Webers berührt. Ihre Wirkung sei «erschütternd» gewesen, so beschrieb es in seinem Lebensbericht Karl Löwith, der als junger Student Max Weber über Wissenschaftsmoral hatte sprechen hören. Ähnlich äusserte sich früh schon Karl Jaspers in seiner Gedenkrede über die Wirkungen des Aufrufs, zu dem der grosse Gelehrte seine Äusserungen über die moralische Verfassung wissenschaftlicher Forschung zu steigern verstand.

Es hat seine Evidenz: Es waren andere Herausforderungen als die uns gegenwärtig bedrängenden, auf die sich Max Weber mit seiner Wissenschaftsrede bezog und seine Zuhörer aufgewühlt zurückliess – die Jugendlichen unter ihnen zumal. Weber selbst beschreibt diese Herausforderungen zusammenfassend so: «Die alten vielen Götter, entzaubert und daher in Gestalt unpersönlicher Mächte, entstei-

gen ihren Gräbern, streben nach Gewalt über unser Leben und beginnen unter einander wieder ihren ewigen Kampf.» Niemandem würde es heute einfallen, die wissenschaftskulturelle Gegenwartslage so zu beschreiben. Aber die Beschreibung passt auf die international verbreitet gewesene Neigung der Weltkriegsgegner, ihre Kämpfe wechselseitig zu «Weltanschauungskämpfen» zu überhöhen und damit Interessengegensätze definitiv kompromissunfähig zu machen. Deutsche Philosophen, Historiker und Pädagogen propagierten damals die so genannten «Ideen von 1914» und erhoben, wie der Neukantianer Paul Natorp, «die Erfüllung aller erhabenen Prophezie der Menschheit» zum deutschen Hauptkriegszweck. Für Frankreich erwiderte Émile Boutroux mit der Charakteristik deutscher Kultur als «la barbarie multipliée par la science». Gemäss traditionsreichen europäischen Vorstellungen des geographisch von Westen nach Osten verlaufenden Gefälles zwischen Kultur und Barbarei gaben deutsche Professoren die Feind-Charakteristik «barbarisch» an die Adresse Russlands weiter, etc. u.s.f.

Nicht auf das Phänomen der Kriegspropaganda kommt es hier an, sondern darauf, dass damals just zahlreiche Professoren aus Verpflichtungen ihres Wissenschaftsberufs sich zum Kriegsdienst als Weltanschauungspropagandisten zur Verfügung stellten. Auch prominente Naturwissenschaftler entzogen sich diesem Kriegsdienst nicht – der welt-

* Mühlebachstrasse 41/39, 8008 Zürich.

E-mail: hermann.luebke@mns.ch



Hermann Lübke, Prof. Dr. phil. Dr. theol. h.c., 1926 in Aurich/Ostfriesland geboren, ist em. Professor für Philosophie und Politische Theorie an der Universität Zürich. Von 1966 bis 1970 war er Staatssekretär, zunächst im Kultusministerium, dann beim Ministerpräsidenten von Nordrhein-Westfalen. Sein umfangreiches Werk ist u.a. ausgezeichnet mit dem Ernst-Robert-Curtius-Preis für Essayistik (1990) und dem Preis der Hanns Martin Schleyer-Stiftung (1995). Jüngst erschienene Bücher: «Ich entschuldige mich». Das neue politische Bussritual (Siedler Verlag, Berlin 2001); Politik nach der Aufklärung. Philosophische Aufsätze (Fink Verlag, München 2001). Modernisierungsgewinner. Religion, Geschichtssinn, Direkte Demokratie und Moral (München 2004). Religion nach der Aufklärung (München 2004). Philosophie in Geschichten. Über intellektuelle Affirmationen und Negationen in Deutschland (München 2006). Vom Parteigenossen zum Bundesbürger. Über beschwiegene und historisierte Vergangenheiten (Wilhelm Fink Verlag, Paderborn 2007). Hermann Lübke im Gespräch (Wilhelm Fink Verlag, Paderborn 2010).

berühmte Zoologe Ernst Haeckel zum Beispiel, der das vom früheren Baseler Professor und Nobelpreisträger Rudolf Eucken an die Universität Jena vermittelte Hodler-Bild vom Auszug deutscher Studenten in den antinapoleonischen europäischen Befreiungskrieg des Jahres 1813 verbrettern liess, nachdem auch Ferdinand Hodler den internationalen Protest gegen die Beschiessung der Kathedrale von Reims mitunterzeichnet hatte.

Wie andere besonnenere Professoren auch sah Weber, dass man diese verbreitete professorale Erhebung der Wissenschaften zum Generator politisch verbindlicher Weltanschauungen nicht von ihrer Weltfremdheit wegen auf sich beruhen lassen könne. Es bekomme der Wissenschaft nicht, wenn die Studenten begännen, die Vorlesungen ihrer Professoren, statt für die Solidität ihrer «Analysen und Tatsachenfeststellungen», für die Intensität ihrer politischen Engagements zu feiern. Das erklärt den meist zitierten Satz der Weber'schen Rede: «Politik gehört nicht in den Hörsaal». Eben dieser Satz macht freilich Webers akademische Rede ihrerseits zu einer politischen Rede. «Politik gehört nicht in den Hörsaal» – das wäre eine erörterungsunbedürftige Trivialität, wenn damit lediglich die Verwechslung eines grossen Vorlesungspublikums mit einer «Volksversammlung» moniert wäre. Davor schützen uns doch im Regelfall, nächst der Geltung von Pflichtenheften, akademisch wirksame soziale Kontrollen. Demgegenüber fand damals Max Weber Anlass zu einem politischen Aufruf wider die sogar innerakademisch eingerissene Verwendung verbaler «Kampfmittel» zur ideologischen Disqualifikation politischer «Gegner» in frontenbildender Absicht. Er warnt vor der Selbsterhebung des Professors zum Confessor, der Heilslehren wie «Schwerter» wider ihre Verleugner aufbietet.

Innerakademisch betrachtet sollte sich freilich die Schutzwirkung zugunsten freier Wissenschaft, die der politischen Parole «Politik gehört nicht in den Hörsaal» zgedacht war, in Deutschland wie in vielen anderen Ländern als schwach erweisen. Es überstieg die bürgerliche Vorstellungskraft jener Jahre, in welcher Situation man sich politisch befinden werde, wenn die «alten Götter», zu heilswissenschaftlich inspirierten Gewalten säkularisiert, wirklich «ihren Gräbern» entstiegen sein würden. Als es dann soweit war, verschwanden die Weberschen Warntafeln wider die Politisierung der Wissenschaft über Nacht. Gelegenheiten kontroverser «Erörterung» herrschend gewordener Weltanschauung «in einem Hörsaal und durch einen Professor» gab es nicht mehr – nicht in Moskau und nicht in Berlin. Es hat seine Evidenz: Die wissenschaftspolitischen Voraus-

setzungen freier Wissenschaft lassen sich innerhalb des Wissenschaftssystems selbst gar nicht hinreichend sichern.

Max Weber hat den Vorschein des Machtanspruch ideologischer Heilslehren wahrgenommen, die sich damals als Wissenschaften legitimierten, alsbald tatsächlich lehrstuhlfähig werden sollten und, katechetisch aufbereitet, kanonischen Rang erhielten. In politischen Normallagen bestünde doch für die in prophetischem Ton gehaltene Feststellung, «der Prophet und der Demagoge» gehöre «nicht auf das Katheder eines Hörsaals», gar kein Anlass. Max Weber sah Anzeichen des Zerfalls dieser Normalität und nutzte entsprechend mit dem Sonderrecht dieser drohenden Ausnahmelage das «Katheder eines Hörsaals» für seinen politischen Aufruf wider den Missbrauch des Katheders zu politischen Verkündigungszwecken.

Im Verlauf des Weltkriegs verdichten sich die öffentlichen Stellungnahmen, zu denen sich der Politiker Max Weber in diesem Jahren herausgefordert fand – von seiner Warnung vor der Verschärfung des U-Bootkrieges, der auf eine für Deutschland nicht bestehbare Weise die USA herausfordern müsse, über Fälligkeiten der Parlamentarisierung des politischen Mandats der Reichsregierung bis hin zu unausweichlichen Konsequenzen der Neuerrichtung eines souveränen polnischen Staates. Der publizistisch angemessene Ort einschlägiger politischen Analysen waren angemessenerweise nicht Vorlesungen, vielmehr Reden und unübersehbare Presseartikel. In den Kontext dieser politischen Publizistik Max Webers gehört dann auch seine Rede über Wissenschaft als Beruf. Ihr Publikum war tatsächlich ein Vorlesungspublikum. Aber was es vom Katheder herab über den speziellen und begrenzten Zweck des Katheders in der Wissenschaftskultur vernahm, war eben selbst kein Fachvorlesungsstoff, vielmehr der politische Aufruf, als Schüler wie als Lehrer zur strikten Beschränkung auf solchen Stoff bereit zu bleiben. In seinem Kampf wider die Nutzung der Wissenschaft zur Verweltanschaulichung parteilicher und nationaler Politiken wandte sich Weber näherhin auch gegen sich ausbreitende Neigungen, den fachwissenschaftlichen Mitteilungen über das, was der Fall ist, Wirkungen religionsanaloger Lebenssinntiftung zuzutrauen und zuzumuten. Heute braucht es Experten für Wissenschaftskulturgeschichte, um sich zu erinnern, dass es das tatsächlich einmal gab – Wissenschaftlervereinigungen als Aufklärungsgegenkirche von der britischen «Secular Society» bis zum «Monistenbund» in den deutschsprachigen Ländern. «Freidenker» aller Studienfächer lauschten den buchstäblich so genannten wissenschaftlichen

«Sonntagspredigten», für die sich sogar Nobelpreisträger zur Verfügung stellten, der Chemiker Wilhelm Ostwald zum Beispiel. Bis in Parlamentsdebatten hinein reichten die Auseinandersetzungen zwischen päpstlich sich bindenden Anti-Darwinisten einerseits und Evolutionstheoretikern andererseits – so schon im skandalisierten Darwin-Nachruf des berühmten Physiologen DuBois-Reymond Neuenburger Herkunft. Vergeblich versuchte der Anatom Virchow im preussischen Abgeordnetenhaus hier zu vermitteln.

Es hat seine Evidenz: Das alles ist tiefe Vergangenheit, und eben damit auch die Aktualität der Bemühung Max Webers, zur Vergangenheit zu machen, was damals noch Gegenwart war: «Wer – ausser einigen grossen Kindern, wie sie sich gerade in den Naturwissenschaften finden – glaubt heute noch, dass Erkenntnisse der Astronomie oder der Biologie oder der Physik oder Chemie uns etwas über den Sinn der Welt ...» sagen könnten?

Es bleibt allerdings anzumerken, dass sich auch heute noch und nicht zuletzt in den USA dann und wann so genannte Creationisten zu Wort melden, die für ihre Kinder in öffentlichen Schulen eine sich buchstäblich bibelgetreu bindende Unterrichtung über die Weltentstehung verlangen und die heute herrschende Kosmologenmeinung, unsere Erde existiere bereits millionenmal länger als ihre biblisch errechneten guten fünftausend Jahre, als Ketzerei ausrufen. Es lässt sich historisch erklären, wieso diese Protestation wider die moderne Wissenschaft just in den USA immer wieder einmal laut wird. Es gibt aber Gründe anzunehmen, dass in hochentwickelten Zivilisationen generell die Wahrscheinlichkeit zunimmt, dass komplementär zur wachsenden Lebensweltferne hochspezialisierter wissenschaftlicher Theoreme zugleich vormoderne Weltbilder in Sonderkommunitäten sozial konserviert bleiben werden. Im Regelfall behindert das ja auch gar nicht die Teilhabe an den Vorzügen moderner zivilisatorischer Lebensvoraussetzungen. Und wer diese Vorzüge nicht schätzt, findet sich erst recht nicht gehindert, weltanschauliche Alternativen zu suchen.

Die historisch-politischen Umstände, die Webers Rede einmal aktuell sein liessen, sind also tiefe Vergangenheit.

Wären Anlässe ihre Reaktualisierung denkbar? Im Kontext der Kulturrevolution, die in den hochentwickelten Ländern des Westens einschliesslich Japans in den späten 60er Jahren des 20. Jahrhunderts ablief und zumal in Hochschulmilieus beunruhigende Jugendbewegtheiten auslöste, hat man sich, vor

allem in Deutschland, in der Tat auch an Max Webers Rede erinnert gefunden. Im Kern der hier «Kulturrevolution» genannten Sache handelt es sich damals um den Vorgang der lebenspraktischen Realisierung der Emanzipationsgewinne, die sich aus dramatisch angestiegenen Wohlfahrtserträgen zivilisatorischer Modernisierung ziehen liessen – von den erweiterten bildungspraktischen und beruflichen Betätigungschancen über Möglichkeiten und Fälligkeiten der Geschlechtergleichstellung bis hin zu neuen Lebensformdispositiven. Das verband sich freilich, zumal in intellektualisierten Milieus, mit Visionen sozialer und natürlicher Folgelasten der Modernisierung. Signifikant dafür waren Bewegtheiten neuer Wissenschafts- und Technikfeindschaft, die ausgerechnet zuerst in Kalifornien auffällig wurden. Anderswo manifestierten sich, komplementär zur desorientierungsträchtigen Modernisierung, neue politische Heilsgewissheiten im Griff nach Kompaktantworten auf alle wichtigen moralischen und politischen Fragen – in Gestalt der unvergessenen Mao-Bibel zum Beispiel oder auch in rätedemokratisch inspirierten studentischen Vollversammlungen von Paris über Rom bis West-Berlin. Sogar in Zürich griff man abwehrbereit zum Mittel der Schliessung der Universität für einige Tage in der Absicht einer Renormalisierung des Lehrbetriebs. Da bot es sich tatsächlich an, auch wieder einmal Max Webers Rede über Wissenschaft als Beruf als Angebot in das Vorlesungsverzeichnis einzustellen. Als 1983 Raymond Aron an der Universität Basel zum Jaspers-Centenaire sprach, bekräftigte dieser unvergessene Analytiker totalitärer Ideologien sie in ihrer Rolle als «Lopium des intellectuels», was Jaspers wie ihn selbst fortdauernd mit Max Weber verbunden habe – den utopienunbedürftigen Realismus dieses Mannes.

Über ihr rigoristisches Sachlichkeitspathos hinaus, das sich auf die geschilderte Sonderlage der Gefährdung der Wissenschaften durch aggressive Heilsgewissheiten bezieht, bietet Webers Rede nur wenig unverändert gültige Aufschlüsse über die Lage der Forschung in der modernen wissenschaftlich-technischen Zivilisation. Die Charakteristik der Fälligkeiten «strengster Spezialisierung» ist gewiss unwidersprechlich, aber inzwischen auch trivial. Überdies schweigt Max Weber insoweit von wichtigen forschungspraktischen Komplementärprozessen fachgrenzenübergreifender Ausbreitung von Sonderwissenschaften und spezialisierten Könnerschaften, deren analoge Nutzung über viele Fachgrenzen hinweg bezwingend geworden ist – von der Statistik bis zur Hygiene und von etlichen Aspekten der Evolutionstheorie, die über Biologen hinaus heute auch Soziologen oder Historiker zu berücksichtigen haben, bis hin zur Ökonomie der Nutzbarkeit wissenschaft-

licher Fortschritte, die rascher anfallen als die technischen oder auch sozialen Systeme ihrer Nutzung alterungsabhängig dysfunktional werden. Man kann auch sagen: Moderne Forschungstechnik erzwingt heute weit diesseits der Bildungsinteressen, die durch das Studium generale bedient werden, immer wieder interdisziplinären Verbund von Experten in wissenschaftspraktischer Absicht. Das fehlt im Bild des Wissenschaftsberufs, das Max Weber entwirft, und selbstverständlich wäre es unbillig und näherhin anachronistisch, etwas anderes zu erwarten.

Zutreffend bleibt Max Webers Beschreibung progressiver Erfahrungsverluste, die mit der Verwissenschaftlichung unserer zivilisatorischen Lebensvoraussetzungen zwangsläufig verbunden sind. Der von ihm bemühte «Hottentotte» beherrschte die Könnerschaftsvoraussetzungen seiner zivilisatorischen Existenz tatsächlich ungleich vollständiger als ein beliebiger «Trambahn»-Nutzer heute, sofern es sich nicht gerade um einen «Fachphysiker» oder Ingenieur oder einen betrieblichen Nahverkehrsanalytiker handelte. Aber die inzwischen vorherrschende Reaktion auf solche Erfahrungsverluste sind nicht mehr die von Max Weber beschriebenen Phänomene der Kulturkritik romantischer Tradition. Man verhörte sich, wenn man vermeinte, man vernähme immer noch Klagen über die von den Wissenschaften und von der Technik besorgte «Entzauberung der Welt», die den Heiligen Hain, wie ironisch bereits der Philosoph Hegel fand, in Holz und objektloses Gefühl zerlegt und uns lebenstragende Sinnerfahrungen versagt, wie sie im späten 17. Jahrhundert nach Max Weber noch der niederländische Zoologe Jan Swammerdam mit dem «Nachweis der Vorsehung Gottes in der Anatomie einer Laus» zu machen vermochte.

Kurz: Weber stilisiert die Mitteilungen moderner Wissenschaften über die Wirklichkeit, in der wir leben, zu einem Weltbild von bedrückender Nüchternheit, das uns, soweit wir nicht selber uns zu dieser Nüchternheit fest entschlossen, uns motivieren müsste, existentiell Zuflucht bei illusionären Weltanschauungen zu suchen, die damals tatsächlich kulturell, ja politisch im Angebot waren, heute aber marginalisiert und pluralistisch zerflattert sind.

Demgegenüber ist die öffentliche Präsenz der Wissenschaften heute eine ganz andere, und allein schon der Anteil, zu dem die Bürger in hochentwickelten Gesellschaften an berufsbezogenen wissenschaftlichen oder wissenschaftsnahen Ausbildungsgängen partizipieren, bewirkt das. Vor knapp hundert Jahren war das ein Anteil in der Grössenordnung eines Zwanzigstels. Heute ist dieser Anteil um das Fünf-

fache oder gar um das Achtfache angestiegen, und das «Examensdiplom» ist über seine von Weber ironisierte Rolle «als Eintrittsbillette ins Reich der Amtsprüfenden» hinaus eine Voraussetzung für Wissenschaftsberufe aller Art. Bei Max Weber war es noch gar kein Thema, dass die Budgets für produktionsnahe und betriebsinterne Forschung und Entwicklung die inneruniversitär verfügbaren Forschungsmittel bei weitem übersteigen, und das im Vergleich europäischer Länder zumal in der Schweiz. Heute verschafft allein schon dieses Faktum der Forschung Sinnevidenz kraft ihrer ökonomischen und sonstigen pragmatischen Unentbehrlichkeit für die Vorzüge moderner Lebensverbringung nach Sicherheit, Gesundheit und Lebenserwartung und überdies nach Selbstbestimmung in Nutzung disponibel gewordener Lebenszeitanteile. Dabei ist die Erfahrung dieser aufdringlich wissenschaftsabhängig gewordenen Lebensvorteile unbeschadet ihrer sogar zunehmend ungleichen Verteilung wirklich massenkulturprägend. In politischen Reaktionen auf Benachteiligungen im sinnvollen sozialen Vergleich spiegelt sich das, und zu Max Webers Charakteristik des «Sinnproblems der Wissenschaft», unter dem die kulturelle Geltung harter Wissenschaft litte, fügt sich das nicht. Die Auskunft, Forschung sei doch nützlich, bedeute «nur etwas für den Praktiker», konstatierte Weber. Ersichtlich passt dieses Wörtchen «nur» nicht zur normativen Verfassung einer Kultur, in der die Erfahrung unserer Abhängigkeit von Leistungen der Forschung längst zu einer das bürgerliche Leben alltäglich und überdies politisch mitprägenden Gemeinerfahrung geworden ist.

Wahr ist, dass uns inzwischen über die Vorzüge der Verwissenschaftlichung und Technisierung unserer Lebensvoraussetzungen hinaus auch deren vermuteten und realen Schadensnebenfolgen beschäftigen. Aber auch das geschieht kulturell und politisch dominant heute nicht romantisierend auf der Suche nach Lebensalternativen, die sich von verifikationsunfähigen und zugleich als verifikationsunbedürftig erfahrenen «Weltanschauungen» abhängig gemacht haben. Es geschieht vielmehr seinerseits realistisch, nämlich in Reaktion auf Erfahrungen abnehmenden Grenznutzens der Verwissenschaftlichung und Technisierung unserer Lebensvoraussetzungen – Erfahrungen, die in ihren praktischen Konsequenzen ihrerseits noch einmal auf wissenschaftsabhängige Könnerschaften angewiesen sind.

Exemplarisch heisst das: Nicht der Facharzt, sondern der Patient ist das Subjekt der Antwort auf die Frage, wie man Therapiebelastungen und statistisch nach Wahrscheinlichkeiten kalkulierbare Lebenszeiteinheiten gegeneinander gewichten möchte. Über die

Akzeptanz von seltenen, aber grossen Risiken moderner Energiegewinnungstechniken will schliesslich die Bürgerschaft entscheiden und über die Zumutbarkeit von Flugzeuglärm, von Einschränkungen des Selbstbehalts bei der vertraglichen Festschreibung von Versicherungsprämien oder auch von Impfwangrisiken ebenso. Mit dem Anstieg der wissenschafts- und technikabhängigen Wohlfahrtsniveaus scheint generell die Risikoakzeptanz abzunehmen. Das hat seine eigene Rationalität, und somit nimmt ineins mit der Verwissenschaftlichung und Technisierung unserer zivilisatorischen Lebensbedingungen die Menge zuständiger Ethik-Kommissionen und sonstigen Begleiträte zu. Bürgerinitiativen melden sich mit Stellungnahmen zu Grossprojekten zu Wort. Auch in Ländern, die das bisher nicht kannten, werden just kraft politischer Wirkungen unserer hochtechnisierten und verwissenschaftlichten Zivilisation lebenserfahrungskonsequent Institutionen direkter Demokratie eingefordert und auch eingerichtet. Das alles erzwingt kontinuierliche Interaktion von Sachkompetenz und Bürgersinn, und in diesem Kontext verliert die Weber'sche Parole «Politik gehört nicht in den Hörsaal!» an Handlungssinn. Der erläuterte gute Sinn, den sie einmal hatte, erscheint als der düstere Sinn prekärer Vergangenheitslagen.

Dass wir gegen die Wiederkehr von Neigungen moralisierender Disqualifikation sinnevidenzlasteter Sachlichkeit in den Wissenschaften nicht eo ipso geschützt sind, bleibt freilich auch wahr. Einschlägige Illusionen sind ja auch nicht verbreitet, und es lässt sich sogar sagen, dass Apokalypsen als Dauer-

mahnung zur Vorsicht und Mässigung in der modernen Zivilisation hochaktuell sind – in Gestalt der Hollywood-Katastrophenfilmproduktionen zum Beispiel, die mit ihren Dürren, Überschwemmungen oder menscheitsaustilgenden Seuchen die biblischen Plagen noch zu überbieten wissen. Wissenschaftler sind an der Produktion dieser Entwürfe künftiger Katastrophen ihrerseits sogar aktiv beteiligt. Sie gewährleisten die Anknüpfung der Schreckensillustrationen an reale Ereignisse und Prozesse. Das bedeutet zugleich: Selbst noch Element religiöser Kultur, die Max Weber in der modernen Wissenschaftskultur absterben sah, finden sich durch eben diese Kultur revitalisiert. Weber selbst noch verdanken wir ja ein Verständnis von religionsgeschichtlich verbreitet gewesener Gottergebenheit, die gerade nicht Illusionen, vielmehr definitive Illusionsunbedürftigkeit und damit Realismus stiftete, und eben das könnte man in der Tat auch in der von Weber gepredigten Wissenschaftskultur wiederfinden. Das liesse sich sogar anschaulich machen – mit Rekurs nämlich auf die heute von unseren Wissenschaftsmagazinen massenhaft verbreiteten Bilder unserer in der Aussenansicht tatsächlich sehr schönen Erde, auf der die Menschheit gemäss den Zeitdimensionen der biotischen Evolution ephemer jetzt existiert und das, sogar kommunikativ, ohne jeden Aussenrückhalt gänzlich sich selbst überlassen. Der technisch möglich gewordene, globalisierende Anblick dieser Lage bekräftigt ihre Unausweichlichkeit und macht damit zugleich wissenschaftskulturell evident, dass für ihre uns angesonnene Akzeptanz wissenschaftsinterne Gründe nicht verfügbar sind. ■